THEO PARKE

MILLENNIUM

Der Schwur



Roman

THE CROWN CYCLE · BAND I

Millennium

Der Schwur

THEO PARKE

MILLENNIUM

Der Schwur

Roman

THE CROWN CYCLE · BAND I

Theo Parke · The Crown Cycle · Band I
Millennium – Der Schwur · Roman

© 2026 Theo Parke. Alle Rechte vorbehalten.
Erste Ausgabe · Fassung vom 25. Oktober 2026

Die Personen und Ereignisse dieser Geschichte sind erfunden.
Umschlag- und Teilbilder: Storyboard „The Crown Cycle“.
Gesetzt aus der Crimson Text.

Leseprobe · Kapitel 1 bis 3
Das Buch erscheint 2027.
theo.parke@pm.me · theoparke.store

Für die, die nach uns kommen.

„Und er ergriff die alte Schlange und band sie für tausend Jahre."

NACH DER OFFENBARUNG DES JOHANNES, 20

INHALT

TEIL EINS · DER MORGEN DANACH

1 Rauch 10
2 Die Hand 19
3 Die leere Stadt 30

NACH DER LESEPROBE

Über den Autor 43

TEIL EINS

Der Morgen danach

Jahr 76



1

Rauch

Am Morgen nach der letzten Schlacht war es so still, dass Livia den Rauch hören konnte. Er zog flach über das Feld wie ein graues Tuch, das jemand langsam über die Toten breitete, und wo er an den Grashalmen hängen blieb, gab er ein leises Geräusch von sich, einen Atem, der zu keinem Menschen mehr gehörte. Sie lag auf dem Rücken und lauschte, und lange wusste sie nicht, ob sie wach war oder ob sie nur träumte, wach zu sein. Über ihr hing ein Himmel ohne Farbe, und irgendwo, sehr weit weg, schrie eine Krähe, einmal und noch einmal, bis sie verstummte, als hätte auch sie begriffen, dass hier niemand mehr antworten würde.

Erst mit dem Schmerz kam sie wirklich zu sich. Er saß in der linken Seite, unterhalb der Rippen, ein dumpfes Brennen, das bei jedem Atemzug aufflammte und wieder zurücksank wie Glut, in die jemand hineinbläst. Livia tastete danach und fand den Stoff ihrer Tunika steif und klebrig, darunter etwas Warmes, das sie lieber nicht genauer kennen wollte. Sie drückte die Hand darauf, so wie die alte Prisca es den Wasserträgerinnen gezeigt hatte, gestern oder vielleicht vorgestern, und zählte langsam bis zwanzig. Das Brennen blieb, aber es wurde nicht schlimmer, und das war an diesem Morgen schon eine gute Nachricht.

Als sie den Kopf zur Seite drehte, sah sie neben sich einen runden, mit Leder bezogenen Schild, auf den ein Adler gemalt war, die Flügel ausgebreitet und den Kopf nach rechts gewandt, in einem Gold, das unter dem Schlamm noch immer glänzte. Ein Speer hatte ihn durchschlagen, genau zwischen den Flügeln. Hinter dem Schild lag ein Arm, und

zu dem Arm gehörte ein Mann, und hinter dem Mann lagen andere Männer, Reihe um Reihe, so weit Livia sehen konnte, bis der Rauch alles verschluckte.

Es dauerte lange, bis sie sich aufgerichtet hatte, und als sie endlich saß, die Hand auf der Wunde und die Knie angezogen, war ihr so schwindlig, dass sie die Augen schließen musste. Als sie sie wieder öffnete, war das Feld noch immer da, unverändert, als hätte es auf sie gewartet.

Viel später, als sie eine alte Frau war und Kinder sie fragten, wie es an jenem Morgen gewesen sei, sagte Livia immer dasselbe: Es war still. Die Kinder verstanden es nicht, weil sie glaubten, eine Schlacht müsse laut sein, auch noch lange danach, so wie ein Gewitter noch grollt, wenn es schon weitergezogen ist. Livia aber wusste es besser. Der Lärm gehört dem Krieg, sagte sie dann, doch was danach kommt, gehört niemandem.

✦

Sie war neunzehn Jahre alt, die Tochter eines Töpfers aus Veria, und sie hatte nie ein Schwert in der Hand gehabt. Als im Frühjahr die Boten durch das Osttor geritten waren, mit Staub bis an die Knie und Schaum an den Mäulern ihrer Pferde, hatte niemand in der Stadt geglaubt, dass der Krieg bis zu ihnen kommen würde. Veria lag zwischen den Hälften des Reiches wie ein Stein zwischen zwei Mühlrädern, und solange Livia denken konnte, hatten sich die Räder gedreht, ohne den Stein zu zermahlen. Es gab einen Kaiser im Osten und einen Kaiser im Westen, beide trugen den Adler im Banner, beide nannten sich Herr der Welt, und beide schickten ihre Steuereinnehmer nach Veria, manchmal im selben Monat. Man zahlte, man murrte und lebte weiter, so wie man es immer getan hatte.

Dann aber war der alte Kaiser im Osten gestorben, und sein Sohn wollte mehr als die Hälfte, und der Kaiser im Westen, der genauso viel wollte, hatte nur auf einen solchen Anlass gewartet.

Livia erinnerte sich an den Abend, an dem Cassian es ihr gesagt hatte. Sie hatten auf der Mauer über dem Fluss gesessen, so wie früher, als sie Kinder waren und Steine ins Wasser warfen, um zu sehen, wessen Kreise sich weiter ausbreiteten. Cassian war zwei Jahre älter als sie und hatte dieselben dunklen Augen wie ihr Vater, nur mit mehr Ungeduld darin.

„Der Westen zahlt das Doppelte", hatte er gesagt. „Und er wird gewinnen. Das weiß jeder."

„Jeder im Westen", hatte Livia geantwortet.

Er hatte gelacht und ihr die Haare zerzaust, wie er es tat, seit sie laufen konnte, und am nächsten Morgen war er fort gewesen. Ein Händler hatte ihn auf der Straße nach Westen gesehen, zusammen mit drei anderen Burschen aus dem Töpferviertel, und sie hätten gesungen, erzählte er.

Ihr Vater hatte zwei Wochen lang kein Wort gesprochen und danach einfach weitergetöpfert, Krug um Krug für das Heer des Ostens, das inzwischen vor der Stadt lagerte und Wasser brauchte, viel mehr Wasser, als die Brunnen der Stadt hergaben. Als der Statthalter die Stadtwehr aufbot, meldete sich Livia zu den Wasserträgerinnen, nicht weil sie für den Osten kämpfen wollte, sondern weil sie es nicht ertrug, zu Hause zu sitzen und darauf zu warten, ob irgendwo auf einer Straße im Westen ihr Bruder noch sang.

✦

Beim ersten Versuch aufzustehen knickten ihr die Beine weg, und sie fiel auf die Knie, mitten in eine Pfütze, in der sich der Himmel spiegelte und etwas Rotes, das kein Himmel war. Beim zweiten Versuch stützte sie sich auf den Schaft eines zerbrochenen Speers, und weil er hielt, stand sie schließlich, schwankend, aber aufrecht. Der Rauch reichte ihr bis an die Brust, und für einen Augenblick kam es ihr vor, als wate sie durch einen grauen Fluss, auf dessen Grund die Männer lagen.

Sie wusste nicht, wohin sie gehen sollte, also ging sie einfach los. Das Feld war größer, als sie es in Erinnerung hatte, denn gestern hatte sie es

nur in Ausschnitten gesehen: ein Stück Erde vor ihren Füßen, einen Rücken vor ihr, einen Mund, der nach Wasser rief. Mit zwei Krügen über der Schulter war sie hinter den Reihen hin und her gelaufen, gebückt, wie man es ihnen beigebracht hatte, und hatte jedem zu trinken gegeben, der die Hand nach ihr ausstreckte. Am Mittag hatten die Reihen noch gehalten. Am Nachmittag war etwas geschehen, das sie nicht verstand, ein Brüllen von links und ein Brechen wie bei einem Damm, und danach waren die Reihen keine Reihen mehr gewesen, sondern ein einziges Gewühl aus Schilden, Armen und Pferdeleibern, in dem die Adler überall zugleich waren, die nach rechts und die nach links blickenden, so ineinander verkeilt, dass niemand mehr sagen konnte, wo der eine aufhörte und der andere begann. Irgendwo in diesem Gewühl hatte sie ihre Krüge verloren, irgendwann hatte etwas sie in die Seite getroffen, und irgendwann war es dunkel geworden.

Jetzt, im grauen Licht, versuchte sie herauszufinden, wo sie gestanden hatte, ob bei dem umgestürzten Wagen oder bei der Gruppe von Pinien, deren Kronen verkohlt waren. Sie fand einen Krug, der aussah wie einer aus der Werkstatt ihres Vaters, mit dem kleinen Daumenabdruck am Henkel, den er allen seinen Krügen gab, doch er war zerbrochen, und sie konnte nicht sagen, ob es ihrer gewesen war.

Ebenso wenig konnte sie sagen, auf welcher Seite sie zuletzt gestanden hatte. Der Gedanke kam ganz ruhig, und gerade deshalb erschreckte er sie mehr als alles, was sie bis dahin gesehen hatte. Sie blieb stehen und sah an sich hinunter, auf die Tunika aus ungefärbter Wolle, den Gürtel und die Sandalen, an denen der linke Riemen gerissen war, und nichts an ihr verriet, wem sie gehörte, kein Abzeichen und kein Adler. Den ganzen Nachmittag lang hatte sie Wasser verteilt, und als die Reihen sich auflösten, hatte sie jedem zu trinken gegeben, der rief, ohne auf die Schilde zu schauen, weil sie nur noch auf die Münder geschaut hatte. Vielleicht, dachte sie, hatte sie den Männern Wasser gegeben, die ihren Bruder töten wollten, und vielleicht denen, mit denen ihr Bruder marschierte – und vielleicht war beides wahr.

✦

Die Feldzeichen fand sie auf einem kleinen Hügel in der Mitte des Feldes, dort, wo am Nachmittag das Brüllen am lautesten gewesen war. Schon von Weitem sah sie die beiden Stangen, die schräg aus dem Boden ragten und sich kreuzten wie die Klingen zweier Fechter, die mitten im Schlag erstarrt waren, und oben auf jeder Stange saß ein Adler aus vergoldeter Bronze. Der eine blickte nach rechts, der andere nach links, und sie waren so nah aneinander gestürzt, dass sich ihre Schnäbel fast berührten, als flüsterten sie einander etwas zu.

Der Aufstieg war mühsam, weil der Boden aufgewühlt war und sie bei jedem Schritt aufpassen musste, wohin sie trat. Oben lehnte sie sich gegen den Speerschaft und betrachtete die Adler aus der Nähe. Man hatte ihr als Kind beigebracht, der Adler sei das heiligste Zeichen der Welt, Männer stürben für ihn, und ein Heer, das seinen Adler verliere, sei für immer entehrt. Als die Legion des Ostens in die Stadt eingezogen war, hatten die Leute am Straßenrand gejubelt und die Hände nach dem Adler ausgestreckt, um ihn wenigstens mit den Fingerspitzen zu berühren, und eine alte Frau neben Livia hatte vor Ergriffenheit geweint. Jetzt lagen beide Adler im Schlamm, und niemand war da, um sie aufzuheben.

Das Gold war zerkratzt, und einem der Vögel fehlte eine Kralle, doch sonst glichen sie sich wie ein Ei dem anderen, mit demselben gebogenen Schnabel, denselben gespreizten Schwingen und derselben kleinen Krone auf dem Kopf, die der Bildhauer mit großer Sorgfalt gearbeitet hatte, jede Zacke einzeln. Nur die Blickrichtung war verschieden. Ein Kaiser schaute nach Osten, der andere nach Westen, und für diesen Unterschied lagen hier unten Tausende.

Livia merkte, dass sie lachte. Es war kein gutes Lachen, es tat in der Wunde weh, und es hörte erst auf, als sie sich auf den Boden setzte und die Stirn auf die Knie legte.

✦

„Wasser“, sagte eine Stimme auf der anderen Seite des Hügels, so schwach und heiser, dass Livia zuerst glaubte, sie hätte sie sich nur ein-

gebildet, so wie man im Halbschlaf manchmal den eigenen Namen hört. Doch die Stimme kam wieder, und diesmal sagte sie: „Wasser. Bitte."

Sie fand ihn unter einem toten Pferd, dessen Leib über seinen Beinen lag. Er war jung, jünger als Cassian, mit einem Flaum auf der Oberlippe, der noch kein Bart war, und sein Gesicht war so weiß, dass die Sommersprossen darauf aussahen wie hingestreut. Er versuchte gar nicht mehr, sich zu befreien. Neben ihm lag sein Schild, und auf dem Schild blickte der Adler nach links. Er war einer aus dem Westen, einer von denen, mit denen Cassian marschiert war.

Etwas weiter lag ein Wasserschlauch halb im Gras, und als Livia ihn aufhob, gluckerte es darin. Sie kniete sich neben den Jungen, hob seinen Kopf an und gab ihm zu trinken, langsam und in kleinen Schlucken, wie man es Kranken gibt, und er trank, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan, bevor er den Kopf zurück in ihre Hand sinken ließ.

„Danke", flüsterte er.

„Wie heißt du?"

Er sagte einen Namen, doch er war zu leise, und sie wagte nicht, noch einmal zu fragen. Seine Augen suchten ihr Gesicht, als überlege er etwas Wichtiges, das ihn viel Kraft kostete.

„Haben wir gewonnen?", fragte er.

Livia sah auf seinen Schild mit dem Adler, der nach links blickte, und hinüber zu dem anderen Schild mit dem Speerloch zwischen den Flügeln, auf dem der Adler nach rechts sah, und dann über das ganze graue Feld, auf dem sich nichts mehr bewegte außer dem Rauch.

„Ja", sagte sie. „Ihr habt gewonnen."

Da lächelte der Junge, so erleichtert und so kindlich, dass Livia den Blick abwenden musste, und als sie wieder hinsah, lächelte er noch immer, aber seine Augen sahen sie nicht mehr an. Sie sahen an ihr vorbei in den farblosen Himmel, und sie würden nie wieder etwas anderes sehen.

Eine Weile blieb sie neben ihm sitzen und hielt seinen Kopf in den Händen. Sie fragte sich, ob es falsch gewesen war, ihn anzulügen, und kam zu dem Schluss, dass es vielleicht die einzige Wahrheit gewesen

war, die an diesem Morgen noch jemandem nützen konnte: dass er nicht umsonst gestorben war und dass irgendjemand gewonnen hatte. Dann legte sie seinen Kopf behutsam ins Gras und schloss ihm die Augen. Er war der erste Tote, den sie anfasste, und er sollte nicht der letzte bleiben.

✦

Danach suchte sie Cassian. Eigentlich hatte sie es die ganze Zeit vorgehabt, das wurde ihr jetzt klar, denn seit sie aufgewacht war, hatte ein Teil von ihr in jedes Gesicht geschaut, an dem sie vorbeikam, und nach seinen dunklen Augen gesucht und nach der kleinen Narbe am Kinn, die er sich mit sieben Jahren geholt hatte, als er vom Brennofen gefallen war. Sie hatte es sich nur nicht erlaubt, darüber nachzudenken. Wenn er hier war, dann bei den Männern mit dem Adler, der nach links schaute, und die Männer des Westens lagen vor allem am Westhang des Hügels, wo die Reihen am Nachmittag aufeinandergeprallt waren.

Langsam ging sie hinunter und sah sich jedes Gesicht an. Manche Männer lagen mit dem Gesicht zur Erde, und dann musste sie sie umdrehen, und bei manchen war nichts mehr zu erkennen, und dann sah sie auf die Hände. Cassians Hände kannte sie genau, es waren Töpferhände, breit und kurzfingrig, mit Ton unter den Nägeln, den keine Seife je ganz herausbekommen hatte. Um nicht nachzudenken, zählte sie die Männer, an denen sie vorbeiging, und als sie beim dreiundsechzigsten angekommen war, hörte sie auf zu zählen.

Er lag auf der Seite, als hätte er sich nur kurz hingelegt, um auszuruhen. Den Helm hatte er verloren, seine Haare waren voller Erde, und die Narbe am Kinn war ganz blass geworden. Seine rechte Hand war zur Faust geschlossen, und als Livia sie behutsam aufbog, Finger um Finger, lag darin ein kleiner Vogel aus gebranntem Ton, nicht größer als eine Walnuss, mit zwei Löchern als Augen und einem schiefen Schnabel.

Sie hatte ihn geformt, als sie sechs war. Es war das Erste gewesen, was sie je gebrannt hatte, und es war misslungen, mit einem zu dicken Schnabel und einem Flügel, der kürzer war als der andere, sodass sie es

wegwerfen wollte. Doch Cassian hatte es ihr aus der Hand genommen und gesagt, das sei der schönste Vogel der Welt, weil er aussehe, als wisse er nicht genau, wohin er fliegen solle. Dann hatte er ihn in seinen Gürtelbeutel gesteckt, und Livia hatte gedacht, er habe ihn längst verloren.

Sie setzte sich neben ihren Bruder auf die Erde und nahm den Tonvogel in die Hand, der noch warm war von Cassians Faust, oder vielleicht bildete sie sich das nur ein. Sie hatte immer geglaubt, dass man weint, wenn so etwas geschieht, aber es kamen keine Tränen, als wäre alles Wasser in ihr schon verteilt an die Münder, die gestern gerufen hatten, und nichts mehr übrig geblieben. So saß sie einfach da, sah ihn an und dachte an den Abend auf der Mauer, an seine Stimme, an den Satz, dass jeder es wisse und der Westen gewinnen werde. Dann sah sie zu den beiden Adlern hinauf, die oben auf dem Hügel Schnabel an Schnabel im Schlamm lagen.

„Niemand hat gewonnen", sagte sie leise zu ihm. „Hörst du? Beide haben verloren."

Es war das erste Mal, dass jemand diesen Satz aussprach, und es sollte nicht das letzte Mal bleiben. Er würde von Mund zu Mund gehen, durch die Täler und über die Berge, er würde in Lieder eingehen und in Gebete, und tausend Jahre später würde eine Großmutter ihn ihrem Enkel ins Ohr summen, ohne zu wissen, woher er kam. An diesem Morgen aber war er nur der Satz einer müden jungen Frau, die neben ihrem toten Bruder saß und nicht wusste, wohin.

✦

Die Kälte kam langsam, sie kroch aus dem Boden in ihre Beine und von dort weiter hinauf, und Livia ließ es geschehen. Sie legte sich neben Cassian, den Rücken an seinen Rücken, wie sie als Kinder geschlafen hatten, wenn im Winter das Feuer ausgegangen war. Die Wunde in ihrer Seite brannte kaum noch, und obwohl sie das hätte beunruhigen müssen, beunruhigte es sie nicht, denn es war angenehm, nichts mehr zu spüren.

Sie dachte an ihren Vater, der in der Werkstatt stand und Krüge drehte, und daran, dass sie ihm sagen müsste, was geschehen war. Sie dachte an den Weg zurück in die Stadt, an das Tor und an die Straßen, und es kam ihr vor, als lägen sie am anderen Ende der Welt. Wozu sollte sie zurückgehen, was wartete dort noch auf sie? Die Stadt hatte einem Kaiser gehört, und nun gab es keinen Kaiser mehr, nur noch zwei Adler im Schlamm. Ich bleibe einfach hier, dachte sie, nur eine kleine Weile.

Sie schloss die Augen und hörte dem Rauch zu, der über sie hinwegzog, seinem leisen Atem, der zu niemandem gehörte, und der Krähe, die noch einmal schrie, weit weg, bevor es ganz still wurde. In dieser Stille, gerade als Livia aufgehört hatte zu zählen und zu denken und zu warten, spürte sie durch die geschlossenen Lider, dass sich etwas veränderte. Es wurde wärmer, zuerst kaum merklich, wie wenn jemand in einem dunklen Raum eine Tür einen Spalt weit öffnet, dann immer deutlicher, und das Grau hinter ihren Lidern färbte sich rötlich und schließlich golden.

Im Osten riss der Himmel auf.

2

Die Hand

Zuerst war es nur ein schmaler Streifen, der von Osten her über das Feld fiel, dort, wo die Wolken seit Tagen so dicht gestanden hatten, dass niemand mehr an eine Sonne dahinter geglaubt hatte. Livia öffnete die Augen und sah, wie er die verkohlten Pinien am Rand des Feldes traf und ihre Stämme rot färbte, wie er über den Hügel mit den beiden Adlern strich und das Gold auf ihren Flügeln aufflammen ließ und wie er in den Rauch fiel, der davon zu leuchten begann, als hätte jemand Licht hineingegossen. Dann wurde der Streifen breiter. Er wuchs, wie ein Fluss im Frühjahr wächst, wenn in den Bergen der Schnee schmilzt, erst langsam und dann mit einer Kraft, der nichts mehr standhält, und das Gold floss über die Erde, über Schilde und Speere, über die Männer, die dort lagen, über Cassian und schließlich über Livia selbst. Sie spürte es auf dem Gesicht und auf den Händen als eine Wärme, die nichts mit der Wärme eines gewöhnlichen Morgens zu tun hatte, sondern eher einem Tuch glich, das jemand vorher ans Feuer gehalten und dann über sie gebreitet hatte.

Diesmal fiel es ihr leichter, sich aufzusetzen, und als sie saß, sah sie, dass im Licht eine kleine Gestalt stand.

✦

Später versuchte Livia oft, sich zu erinnern, wie sie dorthin gekommen war, und es gelang ihr nie, denn sie hatte nichts kommen sehen, keine Schritte gehört, kein Rascheln im Gras, keine Bewegung im Augenwin-

kel bemerkt. Eben noch war dort, drei oder vier Schritte von ihr entfernt, nur Licht gewesen, und im nächsten Augenblick stand dort ein Kind.

Es war nicht groß, vielleicht so alt wie die Kinder, die im Töpferviertel noch mit Murmeln spielten, sieben oder acht Jahre. Es trug einen weißen Mantel, der bis auf die Füße fiel, mit einer Kapuze, die so tief ins Gesicht gezogen war, dass Livia darunter nur einen Schatten erkannte und in dem Schatten zwei Augen. Die Füße waren nackt, und es fiel ihr auf, weil der Boden überall voller Splitter lag, voller zerbrochener Pfeile und Scherben, und weil diese Füße trotzdem sauber waren, als wäre das Kind über eine Wiese gegangen. Es trug weder eine Waffe noch ein Zeichen, keinen Adler und kein Band in den Farben des Ostens oder des Westens, und es hielt nichts in den Händen. Es stand einfach da und sah sie an.

„Wo kommst du her?“, fragte Livia, und ihre Stimme klang fremd, rau vom Rauch und vom Schweigen. „Bist du mit dem Tross gekommen? Wo sind deine Leute?“

Das Kind antwortete nicht, sondern sah sie weiter an, und Livia merkte, dass sie den Blick nicht abwenden konnte. Die Augen im Schatten der Kapuze waren so ruhig wie Wasser auf dem Grund eines sehr tiefen Brunnens, in den man hinunterschaut, bis man sein eigenes Gesicht sieht, klein und weit weg. Es lag keine Angst in diesen Augen, obwohl ringsum die Toten lagen, und auch kein Mitleid von der Art, wie Livia es kannte, dem Kopfschütteln und Seufzen der Nachbarinnen, wenn jemand gestorben war. Es lag etwas anderes darin, für das sie lange kein Wort fand, und als sie es viele Jahre später endlich gefunden hatte, war es so einfach, dass sie sich schämte, es nicht früher gesehen zu haben.

Langsam und ohne Eile hob das Kind die Hand und streckte sie ihr entgegen, mit der Innenfläche nach oben, so wie man die Hand einem Menschen reicht, der gestürzt ist.

✦

Livia rührte sich nicht, weil ihr der Gedanke verrückt vorkam, sich von einem Kind hochziehen zu lassen, das sich barfuß auf ein Schlachtfeld verirrt hatte. Eigentlich müsste sie diejenige sein, die ihm half, die es an die Hand nahm und von hier fortbrachte, bevor es zu viel sah. Aber das Kind sah nicht aus, als wolle es fortgebracht werden, sondern als sei es genau dort, wo es sein wollte.

Dann kam ein anderer Gedanke, kälter und schwerer als der erste: Wozu das alles, wer half hier noch, und wem nützte es? Die Männer auf diesem Feld hatten einander die ganze Zeit geholfen, jeder dem Mann an seiner Seite, Schild an Schild, und am Ende lagen sie alle gemeinsam im Gras. Ihr Bruder hatte geglaubt, das Richtige zu tun, und lag nun neben ihr, und der Junge mit den Sommersprossen hatte gefragt, ob sie gewonnen hätten. Wenn sie jetzt aufstand, würde sie in eine Stadt zurückkehren müssen, die für einen Kaiser gebaut war, den es nicht mehr gab, sie würde ihrem Vater sagen müssen, wo Cassian lag, und danach würde sie wieder Krüge drehen, wieder Steuern zahlen und warten, bis der nächste Kaiser kam, der mehr wollte als die Hälfte. Es wäre so viel einfacher, liegen zu bleiben.

Das Kind wartete, ohne die Hand sinken zu lassen und ohne ungeduldig zu werden oder zu drängen, und Livia begriff, dass es dort stehen würde, solange es nötig war, eine Stunde, einen Tag oder länger. Als die Menschen später anfingen, sich Geschichten über diesen Morgen zu erzählen, wurde aus ihrem Zögern manchmal ein Gespräch, mit Fragen und Antworten und klugen Sätzen, die das Kind gesagt haben sollte, und Livia widersprach jedes Mal. Es hat nichts gesagt, erklärte sie dann, es hat mir nur die Hand hingehalten, und den Rest musste ich selbst entscheiden.

Sie steckte den Tonvogel in ihren Gürtel, streckte den Arm aus und nahm die Hand.

✦

Sie war klein und warm und viel stärker, als sie aussah. Livia hatte erwartet, sich mit der anderen Hand auf den Speerschaft stützen und all

ihre Kraft in die Beine legen zu müssen, doch es war, als hebe sie gar nicht ihr eigenes Gewicht, und sie stand so leicht auf wie an einem gewöhnlichen Morgen, wenn sie aus dem Bett stieg, um den Ofen anzuheizen. Kaum aber stand sie, da kam der Schmerz mit aller Wucht zurück, ein heißes Reißen in der linken Seite, das ihr den Atem nahm, sodass sie sich krümmte, die Hand auf die Wunde presste und keuchte. Die Tränen schossen ihr in die Augen, endlich die Tränen, die vorhin nicht hatten kommen wollen, und mitten im Weinen merkte sie, dass sie froh war, gerade weil es wehtat, denn vor wenigen Augenblicken hatte sie überhaupt nichts mehr gespürt.

Als sie sich wieder aufrichten konnte, hatte das Kind ihre Hand losgelassen und stand ein paar Schritte entfernt.

„Danke“, sagte Livia, und das Wort kam ihr zu klein vor für das, was eben geschehen war.

Das Kind sah lange auf Cassian hinunter und dann wieder zu ihr, bevor es sich umdrehte, ein paar Schritte den Hang hinunter nach Süden ging und sich dort nach ihr umsah. Livia verstand. Sie kniete sich noch einmal neben ihren Bruder, strich ihm die Erde aus den Haaren und legte ihre Hand einen Moment lang auf seine Stirn. „Ich komme wieder“, sagte sie, und dann folgte sie dem Kind.

✦

Es führte sie über das Feld, und Livia sah, dass sich das Feld verändert hatte, seit das Licht überall lag. Die Toten sahen darin nicht mehr so schrecklich aus wie im grauen Rauch, sondern beinahe friedlich, wie Schlafende auf einem Acker nach einem langen Erntetag, und weil der Rauch sich gelichtet hatte, konnte sie bis zum Saro sehen, der in seiner Senke hinter dem Feld lag, und noch weiter bis zu den Mauern von Veria, klein und grau, mit einer dünnen Rauchsäule darüber. Das Kind ging vor ihr her, ohne sich umzudrehen, langsam genug, dass sie folgen konnte, und seine Füße schienen den Boden kaum zu berühren.

Am Südrand des Feldes blieb es an einem flachen Bewässerungsgraben stehen, der früher zu einem Gut gehört hatte, und in diesem Graben

lagen zwei Männer, etwa fünf Schritte voneinander entfernt, jeder an eine Böschung gelehnt, und beide lebten. Der eine war ein junger Legionär, der sich aus einem Stück Umhang einen Verband um den Kopf gewickelt hatte, durch den das Blut gesickert und getrocknet war, sodass er aussah, als trage er eine seltsame rote Kappe, und neben ihm lag ein Schild mit dem Adler, der nach rechts blickte. Der andere war älter, mit grauen Stoppeln im Gesicht, und sein rechtes Bein lag in einem Winkel, den kein Bein freiwillig einnimmt, während sein Schild den Adler zeigte, der nach links sah. Genau in der Mitte zwischen den beiden lag ein Kurzschwert im Gras, als hätte einer von ihnen es dorthin geworfen, um es keinem zu überlassen.

Als Livia an den Rand des Grabens trat, sahen beide Männer zu ihr hoch und griffen nach ihren Waffen, doch keiner von beiden hatte die Kraft, sie anzuheben.

„Wasser", sagte der mit dem Kopfverband, nicht als Bitte, sondern wie ein Wort, an das man sich nach langer Zeit wieder erinnert.

„Gib ihm nichts", krächzte der mit dem gebrochenen Bein. „Er hat mich die halbe Nacht verflucht, weil er meint, wir hätten angefangen."

„Ihr habt angefangen."

„Ihr habt die Brücke abgebrochen."

„Weil ihr über die Furt gekommen seid!"

Dann verstummten sie beide, außer Atem, und starrten einander an, und Livia begriff, dass sie das die ganze Nacht lang getan hatten, zwei Männer in einem Graben, zu schwach zum Aufstehen und zu wütend zum Schlafen, denen nichts geblieben war als der Streit darüber, wer die Schuld trug.

Sie stieg zu ihnen hinunter, den Wasserschlauch des toten Jungen in der Hand, der noch fast halb voll war, kniete sich genau dorthin, wo das Kurzschwert lag, und schob es mit dem Knie beiseite.

„Ich bin auf keiner Seite", sagte sie. „Ich bin die mit dem Wasser."

Zuerst gab sie dem mit dem Kopfverband zu trinken, weil er näher lag, und danach dem mit dem Bein, der zögerte und auf den Schlauch sah, aus dem eben noch der andere getrunken hatte. Auf seinem Gesicht

kämpfte etwas, das Livia aus den Gesprächen der Erwachsenen kannte, wenn es um Leute aus dem anderen Viertel ging, bis schließlich der Durst gewann und er in großen, gierigen Zügen trank, sodass ihm das Wasser in den Bart lief.

„Wie heißt ihr?", fragte Livia.

„Didius", sagte der mit dem Kopfverband, „aus Tervia, ein Bauernsohn", und er sagte es, als müsse er sich entschuldigen, dass er überhaupt hier war.

Der andere schwieg eine Weile, bevor er antwortete. „Severus. Aus dem Westen. Woher genau, ist egal."

Livia nickte und sah sich nach dem Kind um, das oben am Rand des Grabens im Licht stand und auf die drei herabsah, die dort unten zwischen den beiden Adlerschilden saßen. Didius folgte ihrem Blick, und seine Augen weiteten sich.

„Da ist ein Kind", flüsterte er, „da oben, im weißen Mantel."

Severus drehte den Kopf, so weit es ging, und starrte auf die Stelle, um dann Didius mit einem Ausdruck anzusehen, als hätte der Schlag auf den Kopf mehr zerbrochen als nur die Haut. „Da ist nichts", sagte er. „Nur Licht."

✦

Severus' Bein musste geschient werden, und Livia hatte keine Ahnung, wie man das machte, doch sie erinnerte sich an die alte Prisca, die vor der Schlacht den Wasserträgerinnen ein paar Handgriffe gezeigt hatte, mit einer Stimme so trocken wie altes Brot: Wenn ein Knochen bricht, Mädchen, dann zieh ihn gerade und binde ihn fest, und wenn der Mann schreit, dann lass ihn schreien, denn Schreien hat noch keinen umgebracht. Also suchte sie im Gras zwei Speerschäfte, die gerade genug waren, und riss Streifen von ihrem eigenen Saum, während Didius ihr eine Weile zusah und dann auf den Knien zu ihr herüberrutschte, langsam und mit zusammengebissenen Zähnen.

„Du musst ihn festhalten, während ich ziehe", sagte Livia.

Didius sah Severus an, und Severus sah Didius an.

„Ich halte keinen aus dem Westen fest“, sagte Didius.

„Dann halt einen Mann fest, dem das Bein wehtut.“

Didius schwieg eine Weile, bevor er beide Hände auf Severus’ Schultern legte und ihn gegen die Böschung drückte. Livia packte den Fuß, zählte bis drei und zog, und Severus schrie so laut, dass die Krähen, die sich am Rand des Feldes niedergelassen hatten, als ganzer schwarzer Schwarm krächzend in den goldenen Himmel aufstiegen. Er schrie, während Didius ihn festhielt und dabei etwas murmelte, das wie ein Wiegenlied klang, vielleicht eines, das eine Mutter in Tervia ihrem Sohn vorgesungen hatte, als er klein war, und Livia band die Schäfte fest, Knoten um Knoten, so wie Prisca es gezeigt hatte. Als sie fertig war, lag Severus schweißnass an der Böschung und atmete in kurzen Stößen, Didius ließ ihn los und setzte sich zurück, und eine Weile sahen sich die beiden Männer an, ohne etwas zu sagen.

„Danke“, sagte Severus schließlich, und obwohl er es zum Himmel sagte und keinen von ihnen dabei ansah, sagte er es doch.

✦

Sie folgten dem Kind weiter, alle drei, Livia voran und Didius hinter ihr, und Severus zogen sie auf einem Schild hinter sich her wie auf einem Schlitten. Es war ausgerechnet der Schild mit dem Adler, der nach rechts blickte, weil der andere zerbrochen war, und Severus protestierte zuerst und lag dann doch auf dem Zeichen seines Feindes und ließ sich ziehen, während er leise vor sich hin schimpfte, bis er zu müde dazu war.

Am Rand der verkohlten Pinien saß ein Mann auf einem Stein, und Livia erkannte ihn sofort, obwohl sie ihn nur ein einziges Mal gesehen hatte, als er auf einem Rappen an der Spitze der östlichen Legion durch das Tor geritten war. Er trug noch denselben roten Umhang, der jetzt schwarz vom Ruß war, und dasselbe Gesicht, das aussah, als hätte jemand es aus Holz geschnitzt und dann jahrelang dem Wetter ausgesetzt. Es war Marcus Varro, der General des Ostens, der den linken Flügel befehligt hatte und von dem man sich in der Stadt erzählte, er habe in

dreißig Jahren keine einzige Schlacht verloren. Er war nicht verwundet. Aufrecht saß er auf dem Stein, den Helm neben sich, und auf seinen Knien lag quer das Schwert, das er mit beiden Händen umklammerte, während er auf das Feld hinaussah und nicht aufblickte, als sie näher kamen.

„General", sagte Didius und versuchte, Haltung anzunehmen, was mit dem Kopfverband ein wenig lächerlich aussah.

Als Varro nicht reagierte, trat Livia näher. „Seid Ihr verwundet?"

Er hob den Kopf, und seine grauen, rot geränderten Augen sahen durch sie hindurch, als stünde dort niemand. „Nein", sagte er. „Das ist das Schlimmste daran."

Sie wusste nicht, was sie darauf antworten sollte, also setzte sie sich neben ihn auf einen anderen Stein, die Hand auf der Seite, und wartete, während Didius respektvoll stehen blieb und Severus auf seinem Schild tat, als schliefe er.

„Ich habe sie gezählt", sagte Varro nach einer Weile, „gestern Morgen, als sie losmarschiert sind. Das tue ich immer, jede Kohorte, die an mir vorbeigeht, seit mir als jungem Mann ein alter Hauptmann gesagt hat, ein General müsse wissen, was er ausgibt." Er schwieg einen Moment. „Ich weiß genau, wie viele es waren, und jetzt kann ich nicht mehr aufhören zu zählen. Die ganze Nacht zähle ich sie immer wieder, und die Zahl wird nicht kleiner."

„Ich zähle auch", sagte Livia leise, „wenn ich Angst habe."

Zum ersten Mal sah er sie wirklich an. „Wer bist du?"

„Livia, eine Wasserträgerin aus Veria."

„Auf welcher Seite?"

Sie dachte nach, weil sie ihm keine Lüge erzählen wollte, nicht so wie dem Jungen mit den Sommersprossen. „Ich weiß es nicht", sagte sie. „Ich habe jedem Wasser gegeben, der gerufen hat. Und mein Bruder liegt da drüben, bei den anderen."

Varro sah sie lange an, bevor er lachte, ein kurzes, hartes Lachen, das klang, als breche ein Ast. „Dann bist du die einzige Vernünftige auf diesem ganzen Feld", sagte er.

Er sah auf das Schwert auf seinen Knien, und als Livia seinem Blick folgte, bemerkte sie, dass seine Finger weiß waren, so fest hielten sie den Griff umklammert. Es war ein schönes Schwert, mit einem Knauf aus Silber und eingravierten Ranken auf der Klinge, und sie sah, wie er versuchte, die Finger zu öffnen, und wie es ihm nicht gelang.

„Seit gestern Abend", sagte er leise, als hätte sie gefragt. „Sie gehen nicht auf. Dreißig Jahre lang, und jetzt gehen sie nicht mehr auf."

✦

Inzwischen war das Kind näher gekommen, ohne dass Livia es bemerkt hatte, und stand nun im Gras genau vor dem Stein des Generals und sah zu ihm hinauf. Varro hob den Kopf und blickte das Kind an, und Livia beobachtete, wie sich in seinem Gesicht etwas veränderte, wie in einer Maske, die einen Riss bekommt.

„Wer ist das?", fragte er.

Niemand antwortete ihm, und das Kind sagte nichts und tat nichts, es streckte nicht einmal die Hand aus, sondern sah den alten General nur an, mit diesen ruhigen Brunnenaugen. Varro hielt dem Blick stand, so wie er dreißig Jahre lang jedem Blick standgehalten hatte, dem Blick von Feinden und Kaisern und Sterbenden, bis er nach einer langen Zeit den Kopf senkte. Dann stand er auf, langsam wie ein sehr alter Mann, mit knackenden Knien, das Schwert noch immer in den weißen Fingern, aber er stand.

„Es gibt keine Seiten mehr", sagte er zu niemandem. „Es gibt nur noch Übrige."

✦

Am Mittag begruben sie Cassian, und inzwischen waren sie mehr geworden. Aus dem Licht waren von überall her über das Feld Menschen gekommen, einzeln und zu zweit, Männer aus dem Osten und Männer aus dem Westen, ein Trossknecht mit einem Maultier, zwei Frauen, die ihre Männer gesucht und nicht gefunden hatten, und ein Junge, der sich

in einem Proviantwagen versteckt hatte. Niemand hatte sie gerufen, sie waren einfach gekommen, wie Motten zu einer Lampe kommen, und hatten sich zu der kleinen Gruppe am Rand der Pinien gestellt, ohne dass jemand gefragt hätte, auf welcher Seite sie gestanden hatten.

Livia führte sie zu dem Hügel, weil sie Cassian nicht allein in die Erde legen wollte, und so trugen sie auch den Jungen mit den Sommersprossen herbei. Als die beiden nebeneinander im Gras lagen, sah Severus von seinem Schild auf und sagte: „Einer von euch und einer von uns."

„Nein", sagte Livia. „Zwei von hier."

Einen Spaten gab es nicht, und Varro sah eine Weile zu, wie die anderen mit den Händen und mit Schildrändern in der Erde kratzten, bevor er vortrat, sich hinkniete und mit seinem Schwert zu graben begann. Er stieß die Klinge in den Boden und hebelte die Erde los, wieder und wieder, bis das Silber am Knauf braun geworden war und sich die eingravierten Ranken mit Lehm gefüllt hatten und ihm der Schweiß über das hölzerne Gesicht lief. Als das Grab tief genug war, richtete er sich auf und betrachtete das Schwert in seinen Händen, das nun aussah wie ein Werkzeug.

„Zum ersten Mal", sagte er, „ist sie zu etwas nütze."

Sie legten die beiden Toten nebeneinander in das eine Grab, und Livia hockte sich an den Rand und nahm den Tonvogel aus dem Gürtel, um ihn Cassian zurück in die Faust zu legen, in der sie ihn gefunden hatte. Doch dann zögerte sie, hielt den kleinen schiefen Vogel ins Licht und betrachtete den zu dicken Schnabel und den zu kurzen Flügel, einen Vogel, der nicht genau wusste, wohin er fliegen sollte.

„Den behalte ich", flüsterte sie und steckte ihn wieder ein, „bis ich weiß, wohin."

Dann schaufelten sie das Grab zu.

✦

Als Livia sich aufrichtete und sich nach dem Kind umsah, war es fort. Sie drehte sich im Kreis und sah das Feld im Licht liegen, die Pinien, den Hügel und den Fluss, aber nirgends einen weißen Mantel, und als

sie die anderen fragte, schüttelten die beiden Frauen den Kopf, der Trossknecht zuckte die Schultern, und Severus sagte nichts.

„Es ist zur Stadt gegangen“, sagte Didius und zeigte nach Süden, wo jenseits der Felder die grauen Mauern von Veria lagen. „Gerade eben ist es einfach losgegangen, und dann war es weg.“

Varro sah ihn an. „Welches Kind?“, fragte er.

Didius öffnete den Mund und schloss ihn wieder, und Varro blickte auf das Grab hinunter, dann auf das Schwert in seinen Händen und für einen Augenblick nach Süden, als suche er dort etwas, nach dem Livia ihn nicht fragte.

„Wir gehen nach Hause“, sagte sie.

„Nach Hause“, wiederholte Varro, als koste er einen fremden Wein. „In welches Haus? Die Stadt gehörte einem Statthalter, und der Statthalter gehörte einem Kaiser. Wem gehört sie jetzt?“

Livia wusste es nicht, und niemand sonst wusste es. Trotzdem hoben sie Severus auf seinem Schild an und setzten sich in Bewegung, eine kleine, zerlumpte Schar, die nach Süden auf die Mauern zuzog, während hinter ihnen der Hügel zurückblieb mit dem frischen Grab und den beiden Adlern, die Schnabel an Schnabel im Schlamm lagen. Niemand hob sie auf. Als sie den Fluss erreichten, drehte Livia sich noch einmal um und sah die beiden kleinen goldenen Punkte dort oben im Licht auf einem Hügel voller Toter, und sie dachte, dass zum ersten Mal in der Geschichte des Reiches ein Heer seinen Adler zurückließ, ohne sich zu schämen – ja sogar zwei Heere, und dass dies erst der Anfang war.

3

Die leere Stadt

Das Osttor von Veria stand offen. Ein Flügel hing schief in den Angeln, der andere lag in der Gasse dahinter, als hätte ihn jemand in der Nacht aus der Mauer gerissen und dann keine Verwendung mehr dafür gehabt, und auf dem Wehrgang über dem Tor stand niemand. Auch die Wachstube war leer, auf dem Tisch lag ein umgekippter Becher und daneben ein angebissenes Stück Brot, auf dem eine Fliege saß. Livia blieb im Torbogen stehen und starrte auf dieses Brot, weil es das Gewöhnlichste war, was sie seit zwei Tagen gesehen hatte, und weil gerade das so seltsam war, dass ihr schwindlig wurde.

„Wo sind die Wachen?", fragte Didius, doch niemand antwortete ihm. Sie zogen Severus auf seinem Schild über die Schwelle, und das Holz kratzte so laut über das Pflaster, dass das Geräusch zwischen den Häusern widerhallte, als wären sie die ersten Menschen, die diese Stadt je betraten.

Veria lag still in der Nachmittagssonne. Die Läden waren geschlossen und die Fensterläden verriegelt, mitten auf der Straße stand ein Karren ohne Esel, die Deichsel auf dem Boden, und über den Dächern, auf dem Hügel im Norden der Stadt, wo der Palast des Statthalters stand, stieg eine dicke schwarze Rauchsäule auf. Darunter sah Livia die Palastmauern mit ihren leeren Fensterhöhlen, aus denen noch immer Flammen leckten.

Varro blieb stehen und sah hinauf. „Er ist fort", sagte er, und es klang nicht wie eine Frage.

✦

Was geschehen war, erfuhren sie nach und nach, in Bruchstücken, von den Menschen, die sich allmählich aus ihren Häusern wagten. Zuerst war es nur ein Gesicht hinter einem Fensterladen, der einen Spalt weit aufging und sofort wieder zuschlug, dann eine Frau mit einem Kind auf dem Arm, die in einer Tür stand und sie misstrauisch musterte, und schließlich ein alter Mann, der aus einem Kellerloch kroch, sich die Augen rieb und fragte, ob es vorbei sei. Als Livia antwortete, ja, es sei vorbei, ging die Nachricht schneller durch die Gassen, als ein Bote hätte laufen können, und plötzlich öffneten sich überall die Türen.

In der Nacht, erzählten sie, als die ersten Flüchtlinge mit Gesichtern wie aus Asche vom Feld in die Stadt gekommen waren, habe der Statthalter seine Kasse auf drei Wagen laden lassen, die Truhen mit dem Steuergeld, das Silbergeschirr und die Akten, und sei noch vor Mitternacht mit seiner Leibwache und allen Pferden aus dem Palaststall durch das Westtor hinausgefahren.

„Nach Westen?“, fragte Severus von seinem Schild aus. „Zu uns?“

Der alte Mann aus dem Kellerloch zuckte die Schultern. „Zum Westtor hinaus. Ob er danach nach Westen gefahren ist oder nach Osten, weiß keiner. Vermutlich zu dem, der gewinnt.“

Livia dachte an die beiden Adler auf dem Hügel und stellte sich vor, wie der Statthalter irgendwo auf einer Landstraße an einer Kreuzung stand, mit seinen drei Wagen voller Geld, und nicht wusste, in welche Richtung er fahren sollte, und sie wünschte ihm, dass er dort noch lange stehen möge.

Nachdem er fort war, hatten seine Wachen den Palast geplündert und waren dann ebenfalls verschwunden. Wer das Feuer gelegt hatte, wusste niemand, vielleicht die Wachen selbst, um ihre Spuren zu verwischen, vielleicht jemand aus der Stadt, der lange auf eine solche Nacht gewartet hatte, oder vielleicht war nur eine Lampe umgefallen. Seit dem Morgen brannte es, und niemand hatte versucht, es zu löschen.

✦

Livia ließ die anderen am Markt zurück und ging allein ins Töpferviertel, wo die Gassen enger und die Häuser niedriger wurden und es nach nassem Ton und dem Holzrauch der Brennöfen roch, auch heute, sodass sie den vertrauten Geruch tief einatmete und erst jetzt merkte, wie sehr sie ihn vermisst hatte. Die Werkstatt ihres Vaters lag am Ende der Gasse, ein niedriges Haus mit einem Vordach, unter dem die fertigen Krüge noch in ihren Reihen standen, und das Tor zum Hof war offen.

Ihr Vater saß an der Töpferscheibe, doch er drehte nicht. Die Scheibe stand still, und auf ihr lag ein angetrockneter Klumpen Ton mit Rissen an den Rändern, vor dem er saß, die Hände auf den Knien, und den er unverwandt ansah. Er war ein kleiner Mann mit breiten Schultern und einem grauen Bart, und Livia hatte ihn nie anders gekannt als in Bewegung, mit nassen Händen und dem Fuß am Schwungrad, sodass es ihr vorkam, als sitze dort eine seiner eigenen Figuren.

„Vater", sagte sie.

Er drehte den Kopf und sah sie an, ihr zerrissenes Kleid, das getrocknete Blut an ihrer Seite und ihr Gesicht, und er stand so schnell auf, dass der Schemel umfiel. Einen Moment lang blieb er stehen, als traue er seinen Augen nicht, bis Livia zu ihm ging und er sie in die Arme nahm, vorsichtig wegen der Wunde, und festhielt, und lange sagte keiner von beiden ein Wort.

„Ich habe ihn gefunden", sagte Livia schließlich in seine Schulter hinein, und sie spürte, wie er erstarrte und die Frage nicht stellen wollte und sie dann doch stellte, leise und mit einer Stimme, die sie nicht kannte.

„Lebt er?"

„Nein."

Ihr Vater nickte, lange und immer wieder, als müsse er es sich selbst bestätigen, bevor er sie losließ und sich auf den Schemel setzte, den sie inzwischen aufgehoben hatte, und wieder auf den rissigen Ton blickte.

„Wo?", fragte er.

„Auf dem Hügel in der Mitte des Feldes. Wir haben ihn begraben, zusammen mit einem anderen Jungen, einem aus dem Westen."

„Er war einer aus dem Westen“, sagte ihr Vater bitter.

„Nein“, sagte Livia, und sie war selbst überrascht, wie fest ihre Stimme klang. „Er war einer aus Veria, der nur das falsche Lied gesungen hat, und die anderen haben auch das falsche Lied gesungen. Es gibt keinen Westen mehr, Vater, und keinen Osten. Da draußen liegen beide Adler im Schlamm, ich habe sie mit eigenen Augen gesehen.“

Er sah sie lange an, und in seinem Gesicht kämpfte der Zorn mit etwas anderem, bis sein Blick auf ihren Gürtel fiel, aus dem der Tonvogel hervorlugte, mit dem zu dicken Schnabel und dem zu kurzen Flügel. Er streckte die Hand aus und berührte ihn mit dem Finger, so behutsam, wie man ein schlafendes Tier berührt.

„Den hat er behalten“, flüsterte er.

„Die ganze Zeit.“

Da weinte ihr Vater, wie nur alte Männer weinen, die es lange nicht mehr getan haben, mit zuckenden Schultern und ohne einen Laut, und Livia setzte sich neben ihn auf den Boden der Werkstatt und lehnte den Kopf an sein Knie, während draußen im Hof die Sonne schon tief stand und die Krüge lange Schatten warfen.

Als er sich beruhigt hatte, sah er auf ihre Seite. „Du blutest.“

„Nicht mehr viel.“

„Geh zum Brunnen, Kind“, sagte er. „Prisca ist dort, sie hat den ganzen Tag Leute zusammengeflickt. Ich komme nach, ich muss nur erst das hier wegmachen.“ Er sah auf den Ton auf der Scheibe. „Daraus ist nichts mehr geworden.“

✦

Der Markt war voller Menschen, so voll, wie Livia ihn noch nie gesehen hatte, nicht einmal an den großen Festtagen, wenn die Bauern aus dem Umland mit ihren Ochsenkarren kamen. Es waren keine Stände aufgebaut und es wurde nichts verkauft, sondern die Menschen standen in Gruppen beieinander und redeten oder saßen schweigend auf den Stufen des alten Tempels. Es war, als hätte die ganze Stadt beschlossen, dass man an einem solchen Tag nicht allein sein sollte, und als hätte sie sich

ohne jede Absprache dort versammelt, wo seit jeher alle Wege zusammenliefen, am Brunnen.

Der Brunnen von Veria war älter als die Stadt, so erzählte man es jedenfalls. Er hatte einen breiten runden Rand aus hellem Stein, der von Generationen von Händen und Krügen so glatt gewetzt war, dass er glänzte, und eine Winde aus schwarzem Holz, an der ein Eimer hing. Als Kind hatte Livia auf diesem Rand gesessen und die Beine baumeln lassen, während ihre Mutter Wasser holte, und nachdem die Mutter gestorben war, hatte sie das Wasser selbst geholt.

Jetzt war der Brunnenrand ein Lazarett. Rundherum lagen Verwundete auf Decken und Strohsäcken auf dem Pflaster, und mittendrin kniete mit hochgekrempelten Ärmeln die alte Prisca und nähte einem jungen Mann eine Wunde am Arm zu. Sie war klein und dürr, hatte Hände wie Wurzeln und eine Stimme, die genauso trocken war, wie Livia sie in Erinnerung hatte.

„Halt still, oder ich nähe dir den Ärmel an die Haut." Sie biss den Faden ab, sah auf, und ihr Blick blieb einen Moment an Livias Gesicht hängen, bevor er zu ihrer Seite hinunterwanderte. „Du lebst also. Gut. Setz dich, du bist die Nächste."

✦

Während Prisca die Wunde reinigte, mit Wein und mit Fingern, die keine Rücksicht kannten, sah Livia sich um, um nicht an den Schmerz zu denken. Sie sah Varro, der auf den Stufen des Tempels saß, das Schwert noch immer in den Händen, und um den die Leute einen Bogen machten. Manche erkannten ihn und flüsterten oder zeigten auf ihn, ein Mann spuckte vor ihm aufs Pflaster und ging weiter, doch Varro zuckte nicht einmal, sondern sah auf den Brunnen, als suche er etwas darin. Sie sah Didius und Severus, die man auf zwei Strohsäcken nebeneinandergelegt hatte und die sich anscheinend schon wieder stritten, allerdings leiser, beinahe gemütlich, wie zwei alte Nachbarn über den Zaun.

Und sie hörte den Schmied, bevor sie ihn sah, denn als er aus einer Seitengasse kam, eilte ihm sein Lachen voraus, ein gewaltiges Lachen

wie ein Donnerschlag, das zwischen den Häusern widerhallte und die Tauben vom Tempeldach aufscheuchte. Er war riesig, mit einem Bauch wie ein Fass und Schultern wie ein Ochse, und seine nackten Arme waren über und über mit alten Brandnarben bedeckt, mit weißen Flecken und Striemen, als hätte er sein ganzes Leben lang mit dem Feuer gerungen. Auf dem Rücken trug er eine alte Frau, die ihm die Arme um den Hals geschlungen hatte und schimpfte.

„Lass mich runter, du Ochse!“

„Gleich, Mutter Junia, gleich!“ Er lachte wieder. „Du bist leichter als ein Amboss, aber du redest mehr!“

Behutsam setzte er sie neben dem Brunnen auf eine Decke und klopfte ihr den Staub von den Schultern, bevor er sich an Prisca wandte, als hätte sie ihn etwas gefragt. „Ihr Dach ist eingestürzt, und sie hat die ganze Nacht unter dem Tisch gesessen und gebetet. Zu welchem Gott, weiß ich nicht, aber es hat geholfen, denn der Tisch hat gehalten.“

„Zu allen“, sagte Mutter Junia würdevoll. „Ich habe zu allen gebetet. Man weiß ja nie.“

Der Schmied lachte, dass ihm die Tränen kamen, und als er dann Livia ansah, wurde sein Lachen leiser, ohne ganz aus seinen Augen zu verschwinden.

„Du bist die Tochter vom alten Aulus“, sagte er, „die Wasserträgerin.“ Und als sie nickte: „Ich bin Bran. Ich habe deinem Vater die Beschläge für den Brennofen gemacht, und du hast mir als kleines Mädchen einmal einen Krug mit einem Fisch darauf gebracht, den ich heute noch habe.“ Er sah auf ihre Wunde, die Prisca gerade zunähte, und verzog das Gesicht. „Tut weh, was?“

„Ja.“

„Gut“, sagte Bran. „Dann bist du noch da.“

✦

Schon eine Weile hatte Livia den Jungen bemerkt, der auf dem Brunnenrand saß, einen mageren kleinen Kerl mit verfilzten Haaren und Knien voller Schorf, neben sich einen Hund mit nur drei Beinen. Er be-

obachtete alles mit großen, hellwachen Augen, die nichts verpassen wollten, und als Prisca den letzten Knoten machte und Livia aufstöhnte, zuckte er zusammen, als hätte es ihm selbst wehgetan. Kaum war Prisca zum nächsten Verwundeten weitergegangen, rutschte er näher, und der Hund humpelte ihm nach.

„Warst du da draußen?", fragte er.

„Ja."

„Bist du eine Soldatin?"

„Nein, ich habe Wasser getragen."

Er dachte darüber nach und entschied dann, das sei auch wichtig, weil man ohne Wasser in drei Tagen sterbe, das habe ihm sein Vater gesagt.

„Wo ist dein Vater?"

Der Junge zuckte die Schultern, mit einer Bewegung, die viel zu alt für ihn war. „Weg. Schon lange." Er kraulte den Hund hinter den Ohren. „Das ist Pollux. Er hat sein Bein unter einem Wagenrad verloren und kann trotzdem schneller laufen als alle anderen Hunde. Ich bin Tiro."

„Livia."

Tiro nickte, als präge er sich den Namen für immer ein, und sah dann auf den Brunnen, auf die Winde und hinunter auf das dunkle Wasser tief unten, bevor er eine Frage stellte, über die Livia noch lange nachdachte.

„Wem gehört jetzt der Brunnen?"

Sie öffnete den Mund und schloss ihn wieder, denn der Brunnen hatte dem Statthalter gehört. Wer Wasser holen wollte, hatte einen Kupfergroschen in eine Büchse an der Winde werfen müssen, die einmal im Monat ein Diener des Statthalters leerte. Livia sah zur Winde hinauf und entdeckte die Büchse, die noch dort hing, aufgebrochen und leer.

„Allen, glaube ich", sagte sie langsam. „Jetzt gehört er allen."

Tiro dachte auch darüber nach, und dann lächelte er zum ersten Mal, ein breites Lächeln mit einer Zahnlücke in der Mitte. „Gut", sagte er.

✦

Am späten Nachmittag brachen sie den Kerker auf, der unter dem Palast in den Fels des Hügels gehauen war. Jeder in Veria wusste, dass es ihn gab, aber niemand sprach darüber, denn wer dort hineinkam, kam selten wieder heraus, und wenn doch, dann schwieg er. Die Wachen waren geflohen und die schwere Eichentür verschlossen geblieben, bis ein Mädchen zum Markt gelaufen kam und erzählte, man höre dort unten Stimmen, die riefen, und Bran sich mit ein paar anderen Männern und Brecheisen auf den Weg machte. Obwohl Prisca es ihr verboten hatte, ging Livia mit, und Tiro und Pollux folgten ihr.

Der Weg führte an der brennenden Palastmauer entlang durch einen Hof, in dem die Plünderer umgestürzte Statuen und zerbrochene Möbel zurückgelassen hatten, und dann eine feuchte, nach Moder riechende Treppe hinunter in die Dunkelheit. Bran hielt eine Fackel hoch, und in ihrem flackernden Licht sahen sie die eisenbeschlagene Tür und hörten dahinter ein schwaches Klopfen und eine Stimme, die etwas rief, was man nicht verstand. Bran setzte das Brecheisen an und stemmte sich dagegen, bis die Muskeln an seinen vernarbten Armen hervortraten wie Taue und das Holz zu knarren begann und schließlich splitterte, und mit einem Krachen sprang das Schloss aus dem Rahmen.

Die Menschen, die herauskamen, blinzelten und hielten sich die Hände vor die Augen, obwohl die Fackel kaum Licht gab, weil sie seit Wochen, manche seit Monaten kein Licht mehr gesehen hatten. Es waren elf: ein Bauer, der seine Steuern nicht hatte zahlen können, zwei Brüder, die ein nicht sehr freundliches Lied über den Statthalter gesungen hatten, eine Frau, die nicht sagte, warum sie dort gewesen war, und als Letzter ein alter, sehr magerer Mann mit einem weißen Bart bis auf die Brust, den die anderen stützen mussten und der an der Treppe stehen blieb und fragte, welches Jahr man schreibe.

Als jemand es ihm sagte, nickte er, als habe er es geahnt. „Vier Jahre“, sagte er, „vier Jahre ohne ein einziges Buch.“ Dann sah er Livia an, als sei sie die Erste, der er sich anvertrauen könne. „Ich war Schreiber im Palast, Nonius ist mein Name. Ich habe in einer Steuerliste einen Fehler

zugunsten des Statthalters gefunden." Er lächelte schwach. „Es stellte sich heraus, dass es kein Fehler war."

Tiro starrte ihn an. „Kannst du lesen?"

„Ich kann lesen und schreiben und rechnen", sagte Nonius, „und Griechisch."

„Kannst du es mir beibringen?"

Der alte Mann sah auf den mageren Jungen mit dem dreibeinigen Hund hinunter, und in seinen Augen, die sich langsam an das Licht gewöhnten, glomm etwas auf. „Wenn du willst", sagte er. „Wir haben jetzt viel Zeit."

✦

Als sie zum Markt zurückkamen, stand ein Mann auf dem Brunnenrand, mittelgroß und gut genährt, mit einem rasierten, rundlichen Gesicht und einer Tunika aus feinem Stoff, an deren Saum ein purpurner Streifen verlief. In der Hand hielt er eine Pergamentrolle, und er hatte sich so aufgestellt, dass alle ihn sehen konnten. Livia kannte ihn, wie jeder in Veria ihn kannte, denn es war Quintus Albius, der Steuereinnehmer des Statthalters, der offenbar nicht mit seinem Herrn geflohen war.

„Bürger von Veria!", rief er mit einer Stimme, die es gewohnt war, über Märkte zu tragen. „Hört mich an!"

Die Gespräche verstummten, und die Menschen drehten sich zu ihm um.

„Der Statthalter hat uns in der Stunde der Not im Stich gelassen", rief Albius, „und ich schäme mich für ihn." Er ließ die Worte wirken, bevor er fortfuhr. „Aber eine Stadt kann nicht ohne Führung sein, denn ohne Ordnung kommen die Plünderer und die Diebe, und es kommt das Chaos. Bis ein neuer Statthalter eingesetzt ist, von wem auch immer der Krieg entschieden wurde, bin ich bereit, diese Last auf mich zu nehmen." Er hob die Rolle. „Ich habe hier die Listen der Haushalte und weiß, wer wo wohnt und wer was besitzt. Ich kann die Vorräte gerecht und geordnet verteilen, ich kann Wachen einteilen, ich kann …"

Livia sah in die Gesichter um sich herum und erkannte darin etwas, das ihr Angst machte, denn viele nickten, nicht begeistert und nicht froh, aber erleichtert. Was Albius sagte, war bequem und vertraut: Einer würde bestimmen, und die anderen müssten nicht nachdenken, so wie es immer gewesen war. Auch Albius hatte es gesehen, und er wandte sich zu den Stufen des Tempels, wo Varro saß, und seine Stimme wurde respektvoll, beinahe unterwürfig.

„General, Ihr seid ein Mann des Reiches und habt noch Soldaten, ich sehe sie hier. Stellt Wachen an die Tore und gebt Befehle, denn diese Stadt braucht jemanden, der bestimmt."

Alle Köpfe drehten sich zu Varro, der dort saß, das lehmverschmierte Schwert auf den Knien, die Finger noch immer um den Griff gekrampft, und der lange nicht antwortete. Dann hob er den Kopf und sah Albius an, mit einem Ausdruck in seinem hölzernen Gesicht, den Livia nicht zu deuten wusste.

„Ich habe dreißig Jahre lang bestimmt", sagte er, nicht laut, doch auf dem Markt war es so still geworden, dass jeder ihn hörte. „Ich habe Wachen eingeteilt und Befehle gegeben, und die Männer haben gehorcht, alle und immer. Gestern habe ich am Mittag den Befehl zum Angriff gegeben, und ihr wisst, wohin das geführt hat." Er stand auf. „Fragt jemand anderen."

Es wurde totenstill, und Albius stand auf dem Brunnenrand, die Rolle in der erhobenen Hand, und schien nicht zu wissen, was er damit anfangen sollte.

„Dann wird Chaos sein", sagte er schließlich.

Da lachte Bran sein Donnerlachen, das über den ganzen Markt rollte. „Chaos?", rief er. „Chaos hatten wir gestern, mit Ordnung und Adlern und allem Drum und Dran!"

Ein paar Leute lachten mit, zuerst unsicher, dann lauter, und Albius lief rot an und stieg mit so viel Würde, wie es eben ging, vom Brunnenrand herunter und steckte die Rolle in seinen Gürtel. Aber er ging nicht fort. Livia sah, wie er sich an den Rand des Marktes in den Schatten einer Säule stellte und von dort aus die Menschen beobachtete, ein Mann,

der gelernt hatte, wann man warten muss, und sie ahnte, dass er wiederkommen würde.

✦

Mit der Nacht kamen die Fragen, die noch niemand beantwortet hatte, und sie wurden auf eine Weise beantwortet, die Livia nicht erwartet hatte. Wer das Brot ausgeben sollte, entschied eine Bäckerin aus der Schmiedegasse, deren Ofen das Feuer überstanden hatte, indem sie einfach mit einem Korb auf den Markt kam und an jeden, der die Hand ausstreckte, Fladen verteilte, nicht weil es ihr jemand befohlen hätte, sondern weil sie Bäckerin war und weil es Abend wurde. Wer Wasser für die Verwundeten holen sollte, entschied Livia selbst, indem sie aufstand, bevor Prisca es ihr verbieten konnte, und die Winde drehte, bis der Eimer voll und kalt aus der Tiefe heraufkam, und niemand warf einen Kupfergroschen in die Büchse.

Nur die Frage, wer am Tor wachen sollte, blieb lange über dem Markt hängen wie der Rauch über dem Palast. Die Menschen sahen einander an und dann zu Boden, die Soldaten vom Feld sahen zu Varro, Varro sah auf seine Hände, und Albius im Schatten seiner Säule lächelte ein wenig.

„Ich“, sagte jemand schließlich, und es war Didius, der sich auf seinem Strohsack aufgesetzt hatte, den Verband schief auf dem Kopf. „Ich wache bis Mitternacht. Mehr schaffe ich nicht.“

Neben ihm stemmte sich Severus auf die Ellenbogen. „Ich kann nicht stehen, aber ich kann sehen. Legt mich ans Tor neben ihn, dann sind wir zu zweit.“ Er warf Didius einen Blick zu. „Und wenn er einschläft, trete ich ihn mit dem gesunden Bein.“

Ein leises, müdes Lachen ging durch die Menge, aber es war ein echtes Lachen, und kaum war es verklungen, sagte Bran, er übernehme ab Mitternacht, die Bäckerin sagte, dann komme sie nach ihm, und einer der Brüder aus dem Kerker meldete sich ebenfalls, und so ging es weiter, bis die ganze Nacht verteilt war, Stunde um Stunde, ohne dass irgendjemand eine Liste gebraucht hätte. Livia saß auf dem Brunnenrand und

hörte zu und dachte, dass sie gerade etwas erlebte, was es in Veria noch nie gegeben hatte, auch wenn sie noch nicht wusste, wie man es nannte.

✦

Später lag sie auf einer Decke neben dem Brunnen und konnte nicht schlafen. Tiro hatte sich an sie gerollt, wie Cassian es früher getan hatte, und atmete tief und regelmäßig, Pollux lag quer über seinen Füßen, und ein paar Schritte weiter schlief ihr Vater, der nachgekommen war, in seinen Mantel gewickelt auf dem Pflaster. Ringsum lagen die Verwundeten und die Obdachlosen und alle, die nicht allein sein wollten, überall glommen kleine Feuer, und über ihnen glühte noch immer der Palast als rötlicher Schein am Nachthimmel, der langsam schwächer wurde.

Livia lag auf dem Rücken und zählte die Sterne, und sie war bei dreihundertzwölf angelangt, als ihr auffiel, wie still es war. Es war nicht die Stille des Feldes, die Stille nach einem Ende, sondern eine andere, die sie nicht kannte. Jede Nacht, solange sie lebte, hatte vom Palast her um die zweite Stunde ein Horn zur Nachtruhe geblasen, nach der niemand mehr ohne Erlaubnis auf der Straße sein durfte, und jede Nacht waren Wachen mit Fackeln und eisenbeschlagenen Stiefeln durch die Gassen gezogen und hatten an die Türen geklopft, hinter denen noch Licht brannte. Heute blies kein Horn, keine Wache zog durch die Gassen, und niemand sagte den Menschen von Veria, wann und wo sie zu schlafen hatten. Es war die erste Nacht, in der niemand Befehle gab.

Sie lag da und spürte, wie ihr das Angst machte und sie zugleich so leicht machte, dass sie hätte schweben können. Sie dachte an Cassian unter der Erde auf dem Hügel und an den Jungen mit den Sommersprossen neben ihm, an das Kind im weißen Mantel und an seine Hand, und sie tastete nach dem Tonvogel in ihrem Gürtel und hielt ihn fest.

Am Rand des Marktes, wo die Säulen des alten Tempels standen, schimmerte etwas Weißes in der Dunkelheit. Livia hob den Kopf, doch im flackernden Licht der Feuer war es schwer zu erkennen: Vielleicht fiel nur der Mond auf den Marmor, vielleicht hatte jemand dort ein Tuch aufgehängt, oder vielleicht stand zwischen den Säulen eine kleine

Gestalt mit einer Kapuze und sah über den schlafenden Markt, über die Feuer und die Verwundeten und über die Stadt, die zum ersten Mal niemandem gehörte. Livia stand nicht auf, um nachzusehen, weil sie es heute nicht wissen wollte und es ihr genügte, dass es dort schimmerte.

Sie legte den Kopf zurück auf die Decke und schloss die Augen. Tiro murmelte etwas im Schlaf, Pollux seufzte, und vom Tor her, so weit weg, dass man es kaum hören konnte, stritten sich zwei Männer leise über eine Brücke und eine Furt, bis sie beide lachten.

Die Welt war nicht gerettet, aber sie war neu geboren, an diesem Tag im Jahr 76, und Livia schlief ein.

✦

Über den Autor

Theo Parke ist der Name, unter dem ein Mann schreibt, der dreimal im Leben von vorn begonnen hat.

Dreimal hat er etwas aufgebaut, das die Welt Erfolg nennt. Er hat Unternehmen gegründet und geführt, Verantwortung getragen für Menschen und für Zahlen, Verträge unterschrieben, Häuser bewohnt und Reisen gemacht, von denen andere träumen. Er hatte, was man sich wünschen kann, und jedes Mal ein wenig mehr als zuvor. Man nannte es Freiheit. Er nannte es auch so.

Dann kam die Zeit, in der die Dinge gingen. Eines nach dem anderen, leise zuerst und dann schneller, wie Laub im Herbst. Was er besessen hatte, löste sich: Titel, Räume, Gewissheiten, und mit ihnen das Bild, das er sich ein Leben lang von sich selbst gemacht hatte. Und in der Stille danach, in einer Stille, die er heute die lauteste seines Lebens nennt, stand er vor einer einzigen Frage, die all die Jahre des Erfolgs hindurch auf ihn gewartet hatte:

Wer bin ich, wenn das alles fällt?

Das ist jetzt drei Jahre her.

Drei Jahre, in denen er gelernt hat, früh aufzustehen, um der Stille zuzuhören. Drei Jahre, in denen er die Bücher gelesen hat, die ein Leben lang in seinem Regal standen, und in denen ein altes, schmales Buch über tausend Jahre und einen leeren Thron ihn nächtelang wach hielt. Drei

Jahre, in denen in ihm etwas gewachsen ist, das er vorsichtig Glauben nennt und das sich anfühlt wie ein Samenkorn im Winter: verborgen, geduldig, lebendig.

Er hat in dieser Zeit mehr losgelassen als in allen Jahren davor. Und mehr gefunden.

Er hat gefunden, dass die Menschen, die bleiben, wenn die Dinge gehen, der eigentliche Reichtum sind. Dass ein Lied, das man einem Kind vorsingt, länger hält als jedes Haus. Dass Freiheit dort beginnt, wo man die Hände öffnet. Und dass die Frage, vor der er sich am meisten gefürchtet hat, die schönste ist, die einem Menschen gestellt werden kann.

Aus dieser Frage ist The Crown Cycle entstanden. Zuerst als Musik: neunundzwanzig Songs, in den frühen Morgenstunden geschrieben, in einer Zeit, in der er mehr zuhörte als sprach. Dann als Geschichte. Und jetzt als dieses Buch.

In Livia, die auf dem Schlachtfeld erwacht und am liebsten liegen bliebe, steckt mehr von ihm, als er gern zugibt. Und in der kleinen Hand, die sie aufstehen lässt, steckt alles, wofür er heute dankbar ist.

Theo Parke lebt heute einfacher als früher. Es ist das reichste Leben, das er je hatte. Er schreibt am frühen Morgen, wenn es still ist. Und wenn man ihn fragt, wie es war, damals, als alles fiel, dann denkt er lange nach und sagt nur:

Es war still.

Und dann lächelt er.

ENDE DER LESEPROBE

Millennium

Der Schwur

Livia hat das Feld verlassen. Vor ihr liegen ein Hammer aus dem letzten Schwert, ein Thron, der brennen wird, und tausend Jahre Frieden – und unter den Gärten etwas, das zählt, wartet und atmet.

Das ganze Buch erscheint 2027.

Band I · 274 Seiten · gefolgt von Band II und III

THEOPARKE.STORE



Wer bist du,
wenn die Kronen fallen?

Im Jahr 76 erwacht Livia auf einem Schlachtfeld zwischen Tausenden Toten. Zwei Kaiser haben um die Welt gekämpft – und beide haben verloren. Im goldenen Licht des Morgens reicht ihr ein Kind im weißen Mantel die Hand.

Mit diesem Morgen beginnt eine Zeit, von der die Geschichtsbücher schweigen: Ein Volk schmiedet seine Schwerter zu Pflügen, verbrennt den Thron und schwört, sich selbst zu regieren. Tausend Jahre lang trägt dieser Schwur – weitergegeben von Hand zu Hand mit einem Hammer, von Mund zu Mund mit einem Lied, von Herz zu Herz mit einer Frage.

Doch tief unter dem Brunnen der Stadt liegt etwas in Ketten. Und es zählt die Jahre.

Der erste Band der großen Saga The Crown Cycle – ein Roman über Macht und Verführung, über das, was Menschen zusammenhält, und über die eine Frage, die jeder für sich selbst beantwortet.

THEO PARKE
THEOPARKE.STORE